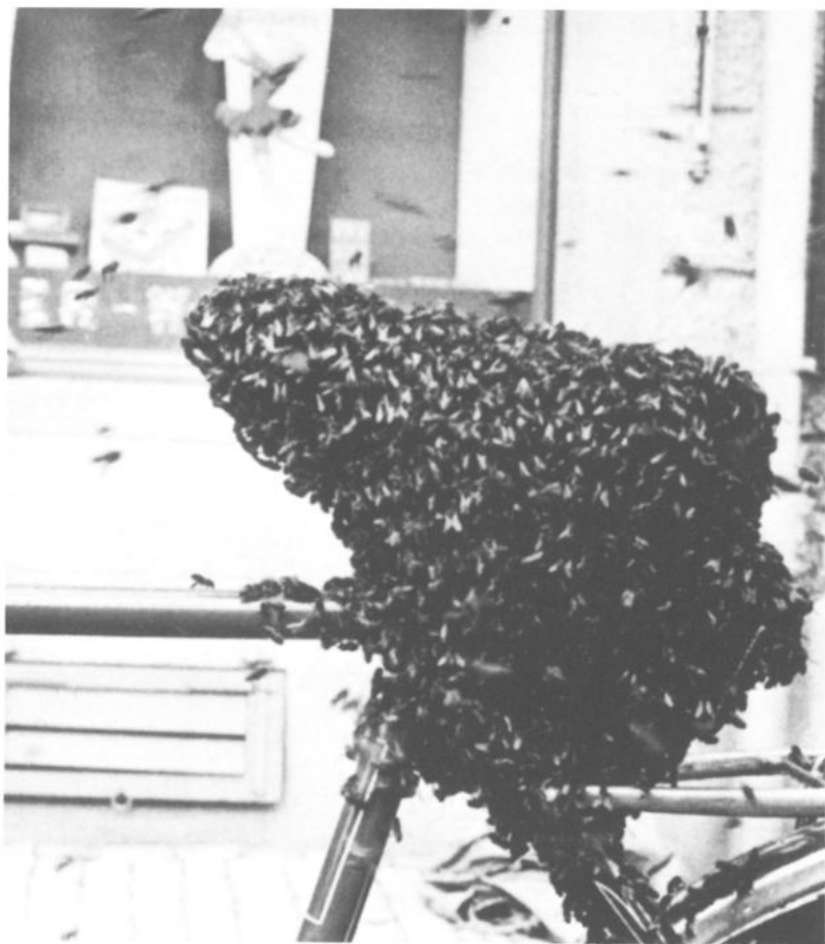


*Meret Oppenheim, «Fahrradsattel, von Bienen bedeckt», 1952*



# Die Beschreibung von Eindrücken'

Manchmal möchte man zu gerne wissen, was den Anstoß zu bestimmten philosophischen Texten gegeben haben mag. Jean-Paul Sartres Phänomenologie des Klebrigen ist so ein Fall. Was mag den Denker veranlaßt haben, ausgerechnet die klebrigen Substanzen zum Gegenstand einer philosophisch-phänomenologischen Analyse zu wählen? Vielleicht entstand die Idee am Frühstückstisch. Es könnte jener Moment gewesen sein, wo man zwar schon fertig ist mit dem Frühstück, sich aber noch nicht losreißen kann, sondern die Krümel auf dem Teller zu einem Quadrat zusammenräumt, oder eben mit dem Löffel im Honigglas experimentiert. Und während Sartre die sensiblen Chiffren betrachtete, die ein Honigfaden zu zeichnen vermag, könnte ihm der Einfall gekommen sein, diesem Honig eine längere philosophische Studie zu widmen. Wie auch immer – Jedenfalls findet sich in Sartres Hauptwerk »Das Sein und das Nichts« tatsächlich ein Kapitel mit dem Titel »Über die Qualität als seinsenthüllend«, welches eine glänzende Phänomenologie des Honigs enthält. Dieses Kapitel soll im folgenden als Paradebeispiel einer phänomenologischen Beschreibung untersucht werden.<sup>2</sup>

## 1. Sartres Beschreibung des Klebrigen

Die Beschreibung erstreckt sich im Original über sechs Seiten.<sup>3</sup> Es ist ein Text, der sich nur schwer einem bekannten Genre zuschlagen läßt. Einerseits legt die Dominanz

resümierender und schlußfolgernder Passagen es nahe, von einem wissenschaftlichen Protokoll zu sprechen; dem widerspricht aber der sehr dramatische Duktus des Ganzen: Es scheint sich weniger um die routinierte Auflistung gewisser Eigenschaften des Honigs zu handeln, als vielmehr um eine Art Drama zwischen Sprache und Ding.

Sartre setzt immer wieder neu an, um dem Klebrigen gewissermaßen »auf die Sprünge zu kommen«. Zunächst vergleicht er seine Dynamik mit der des Wassers, und stellt fest, daß klebrige Substanzen so etwas sind wie eine »Verdickung des Flüssigen« (S. 1038). Wenig später verschärft er diese Charakterisierung zu der Formulierung: »Das Klebrige ist die Agonie des Wassers ...« (S. 1039).

Eine kühne Metapher, die Sartre durch eine noch kühnere erklärt: »Das Klebrige flieht in einer zähen Flucht, die der des Wassers gleicht wie der schwerfällige niedrige Flug des Huhns dem des Sperbers.« (S. 1039).

Und wie fühlt es sich an, wenn man in das Klebrige hineingreift?: »Das Klebrige ... vermittelt ... zunächst den Eindruck eines Seins, das man besitzen kann ... ich kann es ... in die Hände nehmen, eine gewisse Menge Honig oder Pech vom übrigen Topf trennen ...« (S. 1040). »Doch im gleichen Moment, in dem ich es zu besitzen glaube, besitzt es plötzlich mich in einer merkwürdigen Umkehrung. ... Ich spreize die Hände, ich will das Klebrige loslassen, und es hafet an mir, es zieht mich an ...«

Diese noch recht konventionelle Feststellung geht bruchlos über in eine Serie un-



konventioneller Vergleiche: »... es ist eine schleimige ... Aktivität des Ansaugens, es lebt verborgen unter meinen Fingern, und ich fühle eine Art Schwindel, es zieht mich in sich hinein, wie der Abgrund einer Schlucht mich anziehen könnte. Es gibt eine Art taktile Faszination des Klebrigen. ... In einer Hinsicht ist es wie eine äußerste Gefügigkeit des Besessenen, wie die Treue eines Hundes, der sich anbietet, auch wenn man nichts mehr von ihm wissen will, und in einer anderen Hinsicht ist hinter dieser Fügigkeit eine heimtückische Aneignung des Besitzenden durch das Besessene. Man sieht hier das Symbol, das sich plötzlich enthüllt: es gibt giftige Besitzungen ...« (S. 1042). »In diesem Augenblick erfasse ich ... die Falle des Klebrigen: es ist ein Flüssigsein, das mich festhält und kompromittiert, ich kann auf diesem Klebrigen nicht gleiten, alle seine Saugstellen halten mich fest; es kann nicht auf mir gleiten: es saugt sich fest wie ein Blutegel. ... Das Klebrige erscheint wie eine im Alptraum gesehene Flüssigkeit, deren Eigenschaften sich alle mit einer Art Leben beselten und gegen mich richteten.« (S. 1042)

## 2. Eindrücke

Wenn ein Chemiker diesen Text als Analyseprotokoll vorlegen würde, wäre sofort eine Strafanalyse fällig. Sartre geht es offenbar nicht um die gelassene Auflistung der physikalisch-chemischen Eigenschaften des Honigs – aber wovon spricht er dann?<sup>4</sup> Ich meine, daß Sartre den *Eindruck* beschreibt, den Honig auf ihn macht, wobei das Wort »Eindruck« hier in einem reflektierten Sinn verstanden wird, wie ihn zuerst Josef KÖNIG 1937 in seiner Habilitationsschrift »Sein und Denken«, und unabhängig davon Hermann SCHMITZ entwickelt hat.<sup>5</sup>

Eindrücke sind Erfahrungen, die unsere alltägliche Orientierung in der Welt in

höchstem Maße beeinflussen. Besonders im zwischenmenschlichen Verhalten haben sie erhebliche steuernde Wirkung, wie schon Formulierungen wie »er macht einen guten Eindruck«, und besonders das abwertende Urteil »er macht keinen Eindruck auf mich« zeigen. Unsere Erkenntnis der Umgebung scheint wesentlich von Eindrücken vermittelt zu sein. Jeder kennt die Situation, daß man, wie man sagt, unter einem starken Eindruck steht, aber diesen nicht in Worte fassen kann. Das kann quälend sein. Eindrücke können sich sehr intensiv aufdrängen. Sie sind Phänomene par excellence, wenn man darunter mit dem Kieler Phänomenologen Hermann SCHMITZ etwas versteht, »das sich bei jeder Variation beliebiger Annahmen unveränderlich so aufdrängt, daß sein Vorkommen nicht im Ernst abgestritten werden kann.«<sup>6</sup>

Weil Eindrücke Phänomene sind, kann man Sartres Text als Modell einer Phänomenbeschreibung lesen. Phänomenbeschreibungen sind der Anfang jeder phänomenologischen Theorie. Ich versuche im folgenden, die zitierte Beschreibung vor dem Hintergrund der Frage zu interpretieren, wie Phänomenbeschreibungen überhaupt funktionieren, wodurch sie sich von anderen nicht-fiktionalen Texten unterscheiden, welchen epistemologischen Status sie haben, und wie sie kritisiert werden können.

## 3. Eindrucksbeschreibungen

Sartres Text hat nicht den Status eines psychologischen Dokuments, das die Assoziationen des Denkers auf den Schlüsselreiz »Honig« auflistet.<sup>7</sup> Er ist auch kein naturwissenschaftliches Protokoll, das einfach vorhandene Tatsachen aufzeichnet. Vielmehr handelt es sich um einen Text, der in bestimmter Weise den Gegenstand erst erschafft, von dem er spricht. Sartre selbst schreibt: »Es ist etwas erschienen, was aus

keiner früheren Erfahrung hervorgeht ... Einerseits ist es eine Erfahrung, da die Klebrigkeit eine intuitive Entdeckung ist; und andererseits ist es etwas wie die Erfindung eines Abenteuers des Seins.«<sup>8</sup>

Das Wort »Erfindung« ist freilich etwas zu stark, da es an einen willkürlichen Akt denken läßt: Ich würde vorziehen, statt dessen von »Produktion« zu sprechen, und zwar genau in dem Sinne, wie auch eine Geburt eine Produktion ist: die Entbindung von etwas, das schon vorher da war, zu sich selbst. So erklärt sich auch der stoßartige Duktus des Textes: Es ist die Dramatik und Spannung einer Geburt, die ihn bestimmt. Die literarische Arbeit Sartres besteht darin, durch Vergleiche, Metaphern<sup>9</sup> und sparsame Darstellung des Honigverhaltens den Eindruck zu entbinden. Es ist eine Entbindung, die vielleicht noch eher an eine Experimentierküche denken läßt als an einen Kreißsaal: Denn weniger wie eine Chirurgie, sondern eher wie eine Alchemie funktioniert die Hebammenkunst Sartres. Durch eine Art vorsichtiger Filtration, Temperierung und Beigabe raffinierter Katalysatoren erreicht er, daß das Klebrige plötzlich abbindet und fest wird zu einem klar konturieren, goldenen Eindruck.

Eindrücke haben durchaus eine außersprachliche Existenz. Der Eindruck ist schon da, bevor das lösende Wort gefunden ist. Er ist auch vorher schon ein bestimmter Eindruck – wie sollte man sonst bemerken können, daß ein bestimmtes Wort den Eindruck trifft? Aber Eindrücke haben in anderer Weise eine außersprachliche Existenz als zum Beispiel Farben, Klänge oder Gerüche. Eindrücke drängen auf Ausdruck, sie haben eine starke Tendenz, sprachlich ausgedrückt zu werden. Eine solche Tendenz ist weder einer Farbe, noch einem Klang, noch einem Geruch zu eigen. Diese Objekte ändern sich nicht dadurch, daß wir über sie sprechen, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß sie durch die Rede, deren Thema sie sind, perfektio-

niert werden. Ein Eindruck dagegen gewinnt sein vollkommenes Sein erst dann, wenn er ausgedrückt ist. Erst, wenn das lösende Wort gefunden ist, der Ausdruck, wird der Eindruck perfekt. Die treffende Formulierung setzt dem Eindruck gewissermaßen die Gelenke ein. Eine Farbe, ein Klang, ein Geruch scheinen dagegen völlig inert zu sein gegen unsere liebevollen Bemühungen, sie in Sprache umzuwandeln. Damit ist nicht gemeint, daß nur das ein Eindruck war, was einer in Sprache umgewandelt hat. Ein Eindruck, der seinen Ausdruck nicht findet, zerfällt damit nicht etwa in ein Nichts. Der Ausdruck konstituiert den Eindruck nicht, wohl aber perfektioniert er ihn. Und darauf kommt es an: Eindrücke drängen auf ihre Vollendung durch Ausdruck und unterscheiden sich eben dadurch von anderen Gegebenheiten.<sup>10</sup>

Daher hat auch der Text, der einen Eindruck beschreibt, eine andere Beziehung zu diesem Objekt, als es Protokolle haben, die das Vorliegen von Sinnesdaten verzeichnen. Sartres Beschreiben des Eindrucks ist kein registrierender Akt, sondern ein performativer Akt<sup>11</sup>: Das Objekt<sup>12</sup>, über das Sartre spricht, entsteht während des Schreibens. Dieser Satz könnte freilich dahingehend mißverstanden werden, daß der Eindruck von Sartre aus dem Nichts gebildet wird, und daß entsprechend die Beschreibung völlig beliebig wäre. Das wäre eine völlig unzutreffende Auffassung. Passender ist vielleicht folgende Formulierung: Das Objekt, über das Sartre spricht, rundet sich während des Schreibens.

Eindrucksbeschreibungen sind fundamentale Akte der Erkenntnis. In der Physik freilich spielen sie, solange diese als normale Wissenschaft betrieben wird, keine Rolle. Die normale Wissenschaft<sup>13</sup> befaßt sich mit der Anfertigung standardisierter Protokolle.<sup>14</sup> Das sind Beschreibungen, die einer gesetzlich festgelegten Norm genügen, und welche nach bestimmten Verfah-



ren auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. Fundamental wichtig dagegen sind Eindrucksbeschreibungen in der phänomenologischen Philosophie. So spielt etwa die Klebrigkeit, die Sartre beschreibt, eine zentrale Rolle in seiner gesamten Philosophie. Noch deutlicher als in »Das Sein und das Nichts« ist dieses in seinem Roman »Der Ekel«. Hier wird uns ein Held vorgestellt, auf den praktisch alles den Eindruck von Klebrigkeit macht.

Aber auch aktuelle phänomenologische Forschungen werden wesentlich von Eindrucksbeschreibungen fundiert. Besonders deutlich ist das bei dem bereits erwähnten Kieler Philosophen Hermann SCHMITZ, einem der produktivsten zeitgenössischen Phänomenologen. In einem seiner Hauptwerke, dem Band II, 1 des Systems der Philosophie, beginnt SCHMITZ seine Analyse des Leibes, indem er den Eindruck von Weite, Enge und Richtung beschreibt. Gernot BÖHME hat herausgearbeitet, daß SCHMITZ den Leib durch seine Darstellung geradezu heraufbeschwört<sup>15</sup>, das heißt, daß er ihn eben nicht protokolliert wie etwas Vorhandenes. Man muß sagen, daß SCHMITZ mit seinem Text den Leib »erschafft«, wie auch Sartre das Klebrige erschafft.

SCHMITZ selbst hat über den Status seiner Beschreibungen recht wenig mitgeteilt. Er meint, daß deren Besonderheit darin bestehe, daß alltagssprachliche Beschreibungen von vorhandenen Phänomenen angefertigt werden, die anschließend stilisiert und vernetzt werden.<sup>16</sup>

Das läßt sich vereinbaren mit der Behauptung, daß es sich um die Beschreibung von Eindrücken handelt: ein Vorgang, dessen Natur wir soeben aufzuklären versuchten. Grundlage auch der neueren Phänomenologie ist also die Beschreibung oder Explikation von Eindrücken; analog wie die Grundlage der Naturwissenschaft die Protokollierung von Daten ist. Wenn diese These zutrifft, dann wäre es wichtig, zu fragen,

ob eine solche Grundlage kritisiert werden kann.

Zunächst scheint klar zu sein, daß Eindrucksbeschreibungen nicht so kritisiert werden können, wie wissenschaftliche Protokolle. Wissenschaftliche Protokolle können richtig sein: und diese Richtigkeit kann mit einem standardisierten Verfahren festgestellt werden. Das Verfahren beruht immer auf einem Vergleich der Beschreibung – entweder mit einer Verfahrensnorm, oder mit den sogenannten Fakten, das heißt zum Beispiel mit Meßwerten. So wird schrittweise festgestellt, ob die Beschreibung stimmt.

Eindrucksbeschreibungen aber sollen nicht stimmen, sie sollen zünden. Sie können auch nicht richtig oder falsch sein, sondern entweder gelingen sie oder nicht. Aber kann man sich als Wissenschaftler mit der lobenden Feststellung zufrieden geben, daß eine Eindrucksbeschreibung gezündet hat? Ist die Objektivität der Beschreibung damit gesichert?

Oder ist man nicht verpflichtet, dem Verdacht nachzugehen, daß es sich bloß um eine Scheinzündung mit anschließender Scheinevidenz handelt?

#### *4. Zur Kritik von Eindrucksbeschreibungen*

In der Tat. Es gibt Eindrucksbeschreibungen, die nur scheinbar die Erkenntnis eines Eindrucks darstellen, es gibt Eindrucksbeschreibungen, die einen Effekt haben, der einer Zündung sehr ähnelt, aber doch keine echte Zündung ist; Texte, die vorgeben, einen Eindruck zu beschreiben, tatsächlich aber nur Klischees aneinanderreihen. Es gibt kitschige Phänomenologie.

Und ausgerechnet ist es oft gerade die kitschige Phänomenologie, die am meisten imponiert. Voller Begeisterung verschlingt man sie, durchdrungen von der Überzeugung, daß hier endlich Wege in eine volle-

re Realität, oder was auch immer man sich versprochen hatte, geöffnet werden.

Von Francis BACON stammt nun die sehr beherzigenswerte Empfehlung, genau den Sachen zu mißtrauen, die einen am meisten begeistern.<sup>17</sup> Aber es bedarf schon einer sehr entwickelten Aufmerksamkeit, ehe man jene Texte erkennt, in deren Verlauf der Autor sich nur scheinbar um die Geburt eines Eindrucks bemüht, während er tatsächlich nichts anderes tut, als ein durchgenuckeltes Schmusetier, das er sich aus den Flickern seiner Bedürfnisse und Träume zusammen-genäht hat, immer wieder wie ein Kind unter dem Pullover hervorzuziehen, und dabei mit verzückten, glücksstrahlenden Augen »Da!« zu rufen. Besonders bedarf es einer entwickelten Selbstdisziplin, um in der Lage zu sein, solch ein verlockendes Erfahrungsangebot des Autors auszuschlagen – denn was tut man schon lieber, als sich ein schön vorgewärmtes Schmusetier an die Backe zu drücken?

Sartres Text ist kein phänomenologischer Kitsch: Er schützt weitgehend sein Objekt gegen die sentimentale Vereinnahmung durch den Autor. Aber wir müssen nicht weit suchen, um ein paar passende Beispiele für »kitschige« Phänomenologie zu finden. Ein Meister dieser Art von Literatur ist etwa der französische Philosoph Gaston BACHELARD.

In seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel »Das Wasser und die Träume« befaßt sich BACHELARD anhand einiger Texte Edgar POES in ähnlicher Weise wie Sartre mit dem Phänomen der dickflüssigen, zähen und klebrigen Substanzen. Bei ihm hört es sich so an: »(Man kann in der Poesie des Edgar POE) zwei Gewässer entdecken, das der Freude und das der Pein. Aber nur eine einzige Erinnerung bleibt. Schweres Wasser wird niemals zu leichtem und niemals heitert sich ein dumpfes Wasser auf. Immer geschieht das Gegenteil. Das Wassermärchen ist das menschliche Märchen eines Gewäs-

sers, das stirbt. Manchmal gewiß beginnt die Träumerei vor einem klaren Wasser, mit seinen immensen Reflexen, brausend in seiner kristallinen Musik. Doch sie versinkt schließlich in der Tiefe eines dumpfen, traurigen Pfuhls, aus dem ein fremdartiges, todesverheißendes Raunen emporsteigt.«<sup>18</sup>

Und in Bezug auf einen teerigen, sich träge und zäh voranschiebenden Fluß, der in einer Geschichte POES vorkommt, schreibt BACHELARD: »Jede darin meditierte Stunde gleicht einer lebendigen Träne, die sich mit dem Strom des Bedauerns vereint. Tropfen für Tropfen löst sich die Zeit von den Uhren der Natur. Die von der Zeit belebte Welt gleicht weinender Wehmut. Täglich tötet uns der Kummer ...«<sup>19</sup>

Diese Stellen waren in meinem Exemplar von »L'Eau et les Rêves« dick und rot unterstrichen, ein Zeichen besonderer Wertschätzung durch einen Leser, der bedauerlicherweise ich selber bin. Oder jedenfalls vor einigen Jahren war, als ich das Buch zum ersten Mal las. Der phänomenologische Kitsch hat eine gewaltige Verführungskraft. Das liegt daran, daß er den Bedürfnissen von Autor und Leser so beflissen entgegenkommt. Der Kitschschriststeller liefert einen Text, der den Eindruck nicht sauber darstellt, sondern ihn domestiziert und familiarisiert. Dem Eindruck wird seine Fremdheit genommen, er wird in einer konventionellen und klischeehaften Auslegung verniedlicht. Aus dem lebendigen, eigenständigen Eindruck wird ein romantischer Gartenzweig.

Wie kann man kitschige Phänomenologie erkennen? Ein erstes Kennzeichen ist sicher, daß sie zur Beschaulichkeit, zur Genüßlichkeit einlädt. Sie schafft Idyllen, und lädt ein zu unverbindlichen Träumereien. Alles wird familiär, auch der Tod, wie wir eben gesehen haben. Man will es sich gemütlich machen in der Welt, das Erschreckende darf vorkommen, aber nicht zu viel davon, es wird in geziemender Distanz gehalten. Eine

gewisse sentimentale Gefühligkeit durchzieht den Kitschtext. Und in gewisser Weise sind Kitsch-Texte auch selbst durch eine Klebrigkeit in Sartres Sinn charakterisiert: sie sind aufdringlich anbietend.<sup>20</sup>


Während eine »wahre« Eindrucksbeschreibung in einem hellen und weckenden Licht zündet, strahlt die kitschige Phänomenologie eine milde und einlullende Wärme ab. Eine kitschige Beschreibung schafft keine Erkenntnis ihres Gegenstandes: Denn unter einer Erkenntnis stellen wir uns ein kontingentes Ereignis vor, ein ungeplant glückendes Geschehen, das unabhängig von unseren Wünschen, Bedürfnissen und Problemen eintritt.

Natürlich muß jede Eindrucksbeschreibung gewisse konventionelle Erwartungen befriedigen, sonst könnte sie nicht verstanden werden. Aber im Gegensatz zum Kitsch enthält eine saubere Eindrucksbeschreibung immer auch Momente, die unsere Erwartungen und Bedürfnisse durchkreuzen. Das ist es, was ich mit der existentiell weckenden Kraft einer guten Eindrucksbeschreibung meine. Solche Beschreibungen haben existentielle Bedeutung, weil sie uns in eine neue Welt versetzen.

Ein Kitschtext schläfert ein: Sein Licht strahlt im Infrarotbereich. Er ist eine unwahre, weil zu konventionelle Auslegung von Eindrücken. Die kitschige Darstellung nimmt die Objektivität des Eindrucks nicht wahr, sondern bindet ihn an allzu konventionelle Ausdrücke. Der kitschige Ausdruck entbindet den Eindruck nicht, sondern verschüttet ihn in einem Berg von Klischees.

Diese Kriterien sind vielleicht etwas vage – aber glücklicherweise gibt es zusätzlich noch den Kitschtest, der ganz einfach ist und immer ein sicheres Ergebnis liefert. Er besteht einfach darin, den betreffenden Text zu parodieren. Alle kitschigen Texte sind wegen ihrer Verlogenheit in extremem Maße parodiefähig, und gleichzeitig ist eine gute Parodie auch das einzige wirksa-

me Heilmittel gegen Kitschsucht. Wenn man also dem Verdacht hegt, daß ein bestimmter Text nur in ein Disneyland von lauter kitschigen Scheinphänomenen führt, empfehle ich, zu versuchen, den Text durch eine Parodie zu entzaubern. Wenn das ganz ungezwungen geht, kann man ziemlich sicher sein, daß es sich um Kitsch handelt.

Es gibt außer der Verkitschung noch andere Formen der tendenziösen Beschreibung, etwa die Moralisierung oder die theoretische Rationalisierung. Vielleicht wäre es sinnvoll, solche Gesichtspunkte, unter denen man eine Phänomenbeschreibung begutachten kann, zu einer Art Idolenlehre zusammenzufassen, wie sie Francis BACON in seinem *Novum Organon* entwickelt hat.<sup>21</sup> Wir brauchen ein solches Hilfsmittel zur kritischen Sichtung des phänomenologischen Diskurses. Die Sensibilisierung für neue Phänomene muß einhergehen mit der Sensibilisierung für neue Irrtümer und neue Täuschungen. 

Jens Soentgen

### *Anmerkungen und Literatur*

<sup>1</sup>Überarbeitete Fassung eines Vortrages vor der Gesellschaft für Neue Phänomenologie in Kiel im April 1995.

<sup>2</sup>Vgl. auch: JENS SOENTGEN: *Das Unscheinbare*, Berlin 1997, Abschnitt 23.

<sup>3</sup>Jean-Paul SARTRE: *Das Sein und das Nichts*, neue Übersetzung Reinbek 1993, S. 1033-1046. Im französischen Original (Paris: Gallimard 1943): S. 698-704.

<sup>4</sup>SARTRE schickt seiner Beschreibung längere Ausführungen in legitimierender Absicht voran (Jean-Paul SARTRE: *Das Sein und das Nichts*, neue Übersetzung Reinbek 1993, S. 1026-1033), indem er den Vorwurf antizipiert und widerlegt, daß es sich lediglich um Projektionen handle. Er stellt die Überlegung insgesamt in die Nachfolge der Studie von Gaston BACHELARD »L'Eau et les Rêves«, Paris 1942, und meint, er würde nun wie dieser eine Psychoanalyse der Dinge versuchen. Ich übergehe im fol-

genden die Art und Weise, wie SARTRE seine Beschreibung selbst deutet, weil sie ohne genaues Eingehen auf die Gesamtanlage von »Das Sein und das Nichts«, wofür hier der Platz fehlt, unverständlich bleiben muß.

<sup>5</sup>Joseph KÖNIG: Sein und Denken, Göttingen 1937, 2. Aufl. Tübingen 1969. (Vgl. auch die Dissertation: Über den Begriff der Intuition, Halle/Saale 1926, und die spätere Publikation: Die Natur der ästhetischen Wirkung, in: Wesen und Wirklichkeit des Menschen, Festschrift für Helmuth PLESSNER, hg. v. K. ZIEGLER, Göttingen 1957, S. 283–332, jetzt in: Josef KÖNIG: Vorträge und Aufsätze, hg. v. Günther PATZIG, Freiburg/München 1978, S. 256–337.) An KÖNIG schließt Hans LIPPS an, vgl. besonders Hans LIPPS: »Metaphern«, in ders.: Die Verbindlichkeit der Sprache, Frankfurt 1977 (1934) und ders.: Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik, Frankfurt 1976 (1. Aufl. 1938), § 17, ders.: Die menschliche Natur, Frankfurt 1977 (1. Aufl. 1941), Kap. 13. Unabhängig von KÖNIG hat Hermann SCHMITZ sich seit 1964 (vgl. System der Philosophie, Bd. I: Die Gegenwart, Bonn 1964, § 33 b)) bemüht, die Kategorie des Eindrucks zu rehabilitieren und sie für die Erkenntnistheorie fruchtbar zu machen. Vgl. besonders ders.: System der Philosophie, Bd. III, 4: Das Göttliche und der Raum, Bonn 1977, S. 430–432, sowie ders.: Der unerschöpfliche Gegenstand, Bonn 1990, Register s.v. »Eindruck«, sowie zuletzt ders.: Situationen und Sinnesdaten – Was wird wahrgenommen? in: Allg. Z. f. Phil. Jg. 19, 1994, Heft 2, S. 1–21.

<sup>6</sup>Hermann SCHMITZ: System der Philosophie, Bd. III, 1: Der leibliche Raum, Bonn 1967, S. 1.

<sup>7</sup>Es ist wohl immer noch üblich, Beschreibungen dieser Art als Projektionen zu interpretieren. Ich würde sagen, daß die Rede von Projektionen oft ein Verdrängungsmechanismus ist, der dazu dient, Tatsachen, die aus dem einen oder anderen Grund nicht in das Weltbild einer Person passen, »abzuschaffen«. Ähnlichen Zwecken dient auch die fast äquivalente Rede von »subjektiven Phantasien«, und zwar auch bei S. FREUD, der, wenn die diesbezüglichen Untersuchungen von Alice MILLER zutreffen, seine Ödipustheorie erfunden hat, weil er nicht zugeben wollte, daß die Berichte seiner Patientinnen über frühkindlichen Mißbrauch wahr sind. Vgl. z.B. Alice MILLER: Du sollst nicht merken, Frankfurt 1983, Kap. C.

<sup>8</sup>SARTRE: Das Sein und das Nichts, a.a.O., S. 1045.

<sup>9</sup>Die Metaphern in SARTRES Text haben keine schmückende Funktion, es handelt sich nicht um

Tropen, die eine monotone Darstellung auflockern sollen, sondern um Formulierungstechniken, die Lücken im Lexikon überbrücken sollen. Würde man die Metaphern weglassen, so reduzierte sich der Informationsgehalt des Textes. Metaphorische Wendungen dieser Art, die zur Narratio, und nicht nur zum Ornatus gehören, nannte die antike Rhetorik Katachresen. Vgl. Gert UEDING/Bernd STEINBRINK: Grundriß der Rhetorik, 2. überarbeitete Aufl. Stuttgart 1988, S. 266ff. Sowie den Sammelband von Anselm HAVERKAMP (Hg): Theorie der Metapher, Darmstadt 1973; sowie Kurt RIEZLER: Das Homerische Gleichnis und der Anfang der Philosophie, in: Die Antike, Bd. 12, 1936, S. 253–271, wieder abgedruckt in: Hans Georg GADAMER (Hg): Um die Begriffswelt der Vorsokratiker, Darmstadt 1968, S. 1–20; ferner Rüdiger ZYMMER: Ein fremdes Wort, in: Poetica, 25. Jahrgang 1993, Heft 1–2, S. 4–33.

<sup>10</sup>Dabei scheint es nicht so zu sein, daß das Finden der richtigen Formulierung etwas ist, was das Subjekt leisten müßte. Vielmehr hat man beim Umgang mit Eindrücken das Gefühl, daß diese sich selbst ausdrücken, wie es ja auch in den Redewendungen »ein Gefühl sagt mir, oder »mein Eindruck sagt mir« angedeutet wird. Der Dichter steht gewissermaßen unter dem Diktat eines Eindrucks. Die hier vorgenommene Charakterisierung von Eindrücken durch ihre innere Tendenz auf Sprache entspricht der »Nicht-endllichkeitstönung«, die bei Vorgestalten im Sinne der Aktualgenese aufweisbar ist. Vgl. das Referat und die Auswertung bei Hermann SCHMITZ, System der Philosophie, Bd. I: Die Gegenwart, Bonn 1964, S. 316.

<sup>11</sup>Über performative Akte gibt es in der Sprachphilosophie bekanntlich seit John L. AUSTIN eine ausgiebige Debatte. In der Phänomenologie ist das Thema schon sehr viel früher behandelt worden, vgl. die in FN 5 zitierten Arbeiten von Hans LIPPS.

<sup>12</sup>Die Bezeichnung »Objekt« für das, wovon der Text SARTRES spricht, ist leicht irreführend, da sie allzu sehr eingespielt ist auf Dinge, die gleichgültig gegen die Rede über sie sind. Aber ein besser treffendes Wort hält die deutsche Sprache nicht bereit. Der französische Dichter Francis PONGE hat sich in einer ähnlichen Lage mit einem Neologismus geholfen: er meinte, seine Texte, die wie SARTRES Text wesentlich mit der Entbindung von Eindrücken befaßt sind, hätten kein Objekt, sondern ein »objetu« (Vgl. Francis PONGE: Entretien de Francis Ponge avec Philippe Sollers, Paris 1970, S. 135–148; Dorothea BOLTE: Wortkult und Fragment, Heidelberg 1989, S. 235f,



FN 98). Schade, daß dieser schöne Ausdruck unübersetzbar ist. Übrigens dürfte SARTRES Text von den Arbeiten PONGES wesentlich beeinflusst sein: PONGE publizierte in seinem Buch »La Parti Pris des Choses«, Paris 1942, eine Arbeit über das Wasser, die starke Ähnlichkeit mit SARTRES Beschreibungen dieser Substanz in seinem Text über das Klebrige hat, (vgl. in der französisch – deutschen Teilausgabe Francis PONGE: Lyren, Frankfurt 1965, S. 66-69). Zur Zeit der Abfassung seines Werkes kannte Sartre diese Arbeit PONGES, wie hervorgeht aus seinem 1944 geschriebenen Aufsatz über Francis PONGE: L'Homme et les Choses, in: Situations 1, Paris 1947, dt. Fassung in: Jean Paul SARTRE: Situationen, Reinbek 1965.

<sup>13</sup>Im Sinne von Thomas S. KUHN: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 1976.

<sup>14</sup>Es bedürfte einer eingehenden Untersuchung, um die naheliegende Frage zu klären, ob Paradigmenbeschreibungen, die in revolutionären Wissenschaftsepochen auftauchen, nicht womöglich Eindrucksbeschreibungen sind, auch wenn sie als solche sicher nur von Fachleuten, die sie dechiffrieren können, empfunden werden. Oft wird gesagt, daß die Quantenmechanik der Welt ein neues Gesicht gegeben hat. Bedenkt man, daß das Gesicht nichts anderes ist, als der Eindruck, den etwas oder jemand auf einen macht, so scheint auf der Hand zu liegen, daß wissenschaftliche Revolutionen in der Physik in der Entdeckung neuer Eindrücke bestehen. Mir fehlt aber der Sachverstand, um hier ein zureichend begründetes Urteil abgeben zu können.

<sup>15</sup>13 Vgl. Gernot BÖHME: Leibsein als Aufgabe. Eine Besprechung des Buches »Der Leib« von Hermann SCHMITZ. In: Hippokrates, Heft 5, 1969, S. 186-191. Vgl. dazu zustimmend Hermann SCHMITZ: System der Philosophie, Bd. V: Die Aufhebung der Gegenwart, Bonn 1980, S. 195f.

<sup>16</sup>Vgl. Hermann SCHMITZ: System der Philosophie, Bd. III, 1: Der leibliche Raum, Bonn 1967, § 115.

<sup>17</sup>Francis BACONS Neues Organon, übers. von J.H. von KIRCHMANN, Leipzig 1870, Aph. 58.

<sup>18</sup>Gaston BACHELARD, L'Eau et les Rêves, Paris 1964 (1942), S. 66: »En particulier, on peut découvrir les deux eaux, celle de la joie et celle de la peine. Mais il n'y a qu'un seul souvenir. Jamais l'eau lourde ne devient une eau légère, jamais une eau sombre ne s'éclaircit. C'est toujours l'inverse. Le conte de l'eau est le conte humain d'une eau qui meurt. La rêverie commence parfois devant l'eau limpide, tout entière en reflets immenses, bruisante d'une musique cristalline. Elle finit au sein d'une eau triste et som-

bre, au sein d'une eau qui transmet d'étranges et de funèbres murmures.«

<sup>19</sup>Gaston BACHELARD, L'Eau et les Rêves, Paris 1964 (1942), S. 77f: »En lui, chaque heure méditée est comme une larme vivante qui va rejoindre l'eau des regrets; le temps tombe goutte à goutte des horloges naturelles; le monde que le temps anime est une mélancolie qui pleure. Quotidiennement, le chagrin nous tue ...«.

<sup>20</sup>Die bedeutendste systematische Untersuchung über den Kitsch ist wohl immer noch Ludwig GIESZ' »Phänomenologie des Kitsches«, 2., vermehrte Aufl. München 1971. Dazu mit gewisser Berechtigung kritisch Wilfried WOLF »Die Phänomenologie des Kitsches«, Osnabrück 1980. Ein buntes Panorama bietet Gillo DORFLES' »Der Kitsch«, Tübingen 1969; dieses Buch enthält auch die wichtigen Aufsätze Hermann BROCHS zum Thema. Vgl. auch Abraham A. MOLES: »Die Psychologie des Kitsches«, München 1972 (die deutsche Übersetzung des ursprünglichen Titels »Le Kitsch. L'Art du Bonheur«, Paris 1971, suggeriert eine irreführende Spezialisierung). Neuere Beiträge enthält der Tagungsband »De Troeven van Kitsch«, Hg. Benoit SUYKERBUYK und Hermann BLUHME, Antwerpen 1989.

<sup>21</sup>Vgl. dazu: Jens SOENTGEN: Die Purzelbäume des Physikalismus – Vorschläge für die phänomenologische Methodologie, in: Scheidewege, Jg. 26, 1996/97, S. 248-276. Vgl. auch Francis BACONS Neues Organon, übers. und hg. von J.H. von KIRCHMANN, Leipzig 1870, Aph. 38-92; vgl. auch den Kommentar zur Idolenlehre in Wolfgang KRÖHN: Francis Bacon, München 1987, S. 93-109. Ohne es selbst zu wissen, jedenfalls ohne es zu erwähnen, hat Gaston BACHELARD die Idolenlehre BACONS weitergeführt in: La Formation de l'Esprit Scientifique, Paris 1938 u.ö., dt. Übersetzung: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes, Frankfurt 1987. (Gewiß wird BACON in dem Buch gelegentlich zitiert, aber nur in abwertender Absicht. BACHELARD scheint die Idolenlehre nicht gekannt zu haben.)

## Verzeichnis der Abbildungen

- S. 76: OPPENHEIM, M. (1952): Fahrradsattel, von Bienen bedeckt. (»Fundgegenstand« aus Schweizer Illustrierte Zeitung, Nr. 27, 1.7.1952)